Literatur und Kunst des Auslandes

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **5 (1910-1911)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Literatur und Kunst des Auslandes

Schweizer Musiker in Berlin. Der junge Schweizer Pianist Emil Frey, der in dieser Saison bereits zwei sehr erfolgreiche Klavierabende veranstaltet hat, brachte vor kurzem in einem Kammermusikabend mit Eugenie Konewsky und Marix Loevensohn in Berlin zum erstenmal sein zweites Trio Fis-Moll zur Aufführung, ein Werk, das dem Künstler letztes Jahr in St. Petersburg den Rubinsteinpreis eintrug. Die temperamentvolle Komposition, die von den genannten drei Künstlern glänzend zur Ausführung gebracht wurde, gefiel außerordentlich und fand auch eine wohlwollende Aufnahme in der hiesigen Presse. So meint beispielsweise das „Berliner Tageblatt", „das Werk zeuge zweifellos von einem ansprechenden kompositorischen Talent des jungen Künstlers, wenngleich es in der Faktur nicht immer klar genug und im Ganzen überhaupt von einer allzu atemlosen Unruhe bewegt erscheine". Es fehlt die breit geschwungene Linie ruhiger thematischer Entwicklung, und der Most der Jugend schäumt oft noch etwas gar zu ungebärdig über. Aber als achtbare Talentprobe kann sich das dreisätzige Werk wohl gefallen lassen. Eigene Kompositionen brachte Emil Frey auch bei seinem letzten Klavierabend, der am 1. März stattfand, zu Gehör, von denen vor allem die graziöse „Gavotte" wieder ihre alte Anziehungskraft ausübte. Daß Emil Frey bei dieser Gelegenheit auch seine pianistischen Fähigkeiten aufs glänzendste bewährte, braucht bei einem bereits so allgemein anerkannten Künstler, dessen Ruf eben erst wieder durch eine neue russische Konzerttournee bestätigt worden ist, nicht besonders erwähnt zu werden.

Nicht mindere Beachtung verdienen die beiden Klavierabende des ebenfalls noch jugendlichen Basler Pianisten Edwin Fischer, der diesen Winter auch in andern deutschen Städten mit großem Erfolg konzertiert hat. Sowohl der erste Abend, der ausschließlich Beethoven gewidmet war, als auch der zweite, an dem vor allem Bach, Mozart und Brahms zu Worte kamen, fanden nicht nur beim hiesigen Publikum starken Beifall, sondern, was ungleich mehr heißen will, auch eine geradezu begeisterte Aufnahme bei der Berliner Kritik. So schrieb seinerzeit der „Berliner Lokal-Anzeiger" über den ersten Abend: „Was dieser junge Feuergeist aus seinem Beethoven hervorzaubert, klang so gesund und prächtig gestaltet, daß man ihm gelegentliche Übertreibungen gern verzeiht. Er ist ein werdender Großer." Und auch an seinem zweiten Klavierabend rühmt die „Allgemeine Musikzeitung" das großzügige Spiel des Künstlers, das von einem außerordentlich starken Temperament zeuge, und faßt ihr Urteil dahin zusammen, daß Edwin Fischer ein außergewöhnlich begabter Pianist sei. B.

Paris. Die letzten Pariser Premieren vereinigen auf den Anschlagesäulen der Theater die Novitäten: „Papa" von Caillavet und de Flers, „Der alte Mann" von Porto-Riche und „Die Ahnin" von Saint-Saëns. Wer bisher der Meinung war, daß recht viel Jugend auf der Bühne eine Gewähr für guten Erfolg sei, mußte erstaunt sein über diese plötzliche Vorliebe der Pariser

Autoren für ältere „Sujets“: Papas, alte Männer und gar Ahninnen. Allzu heiter sind die Stücke auch nicht, wenn schon gestern im Gymnase dem letzten Produkt der Autorenfirma de Flers und de Caillavet eine äußerlich begeisterte Aufnahme bereitet wurde. Die oft witzige und mitunter schmerzliche Sittenkomödie „Papa“ beginnt auf einem Gut im sonnigen Languedoc, wo Jean, der uneheliche Sohn des Grafen Larzac und einer Heroin der Comédie Française, von den Pächtersleuten herangezogen wurde, ohne je das Fräulein Mutter und den Vater zu Gesicht bekommen zu haben. Der Graf taucht unerwartet in der ländlichen Atmosphäre auf — er glaubt an dem Wendepunkt seines Lebens angelangt zu sein, wo die galanten Abenteuer ein Ende und ihre Folgen eine „Regularisation“ finden müssen. Nach einer flüchtigen Bekanntschaft wird die Adoption beschlossen. In Paris vor dem Notar erhält der gräfliche Titel einen Erben. Jean überbringt seinem Papa aber auch die Nachricht, daß er eine benachbarte Schönheit, Georgina Coursan, zu ehelichen gedenke. Zorn des standesbewußten Erzeugers: Der verstorbene Coursan war ein rumänischer Abenteurer. Jean fährt im Unfrieden nach dem Languedoc zurück; er weiß nicht, daß ihm Georgina nachgereist ist. Die junge Rumänin besucht den Papa, der solchen Gefallen an ihr findet, daß er sie auf der Verfolgung Jeans begleitet und sich selbst in sie verliebt. Da der alte Graf elegantere Manieren hat wie der Sohn, beginnt Georgina ihn vorzuziehen; Jean opfert sich wie alle dem tyrannischen Papa, dem man nicht zürnen kann, und tröstet sich mit der Pächterstochter Jeanne. Huguenet, der wieder aus der Comédie Française ausgetreten ist, hatte als „Papa“ das Hauptverdienst am Erfolg, der aber doch erst noch seine Dauerhaftigkeit beweisen muß. — „L'Ancêtre“ von Saint-Saëns hat in der Komischen Oper wegen des allzu schwachen Textbuchs (mit einer unwahrscheinlichen korsischen Vendetta) trotz stilreiner und klassischer Musik (mit einigen klangschönen Chören, einem reizvollen Liebesduett und einer originell orchestrierten „Bienen-Symphonie“) keine wärmere Aufnahme gefunden wie vor vier Jahren in Monte-Carlo. — „Le vieil Homme“, laut Pariser Kritik ein Meisterwerk, wird dem Dichter Porto-Riche kaum Hunderttausende eintragen, da das Publikum, wie wir vermuteten, trotz des angeblich literarischen Spektakels die Begeisterung nicht zu teilen scheint. — Im Gymnase hatte es noch einen andern literarischen Versuch gegeben, von dem mehr vorher als nachher gesprochen wurde: Der Schauspieler Armand Bour hatte versprochen, uns mit einem neuen Theater bekannt zu machen, mit dem „Théâtre Impressif“, das wahr sein sollte wie das Leben, in dem der Zuschauer die Hauptsache der Vorgänge erraten sollte, da der Dialog, wie im Alltagswandel der Menschen, gerade jene Dinge, die gesagt werden müßten, verschweigt, und das schließlich die Dramaturgie auf den „echten“ Realismus hinweisen werde. Bour hat dem Pariser Publikum schon manche interessante Dinge vermittelt — hier täuschte er sich im Werte seiner Entdeckung. „Le Sculpteur des Masques“ des jungen Belgiers Fernand Crommelynck verschweigt alles. Wir sehen zwar, daß der Skulpteur menschlicher Masken seine Frau Louison mit seiner Schwägerin Madeleine hintergeht, wir beklagen auch Louison, die stumm leidend darüber zugrunde geht, aber wir vermögen uns für die gleichgültigen Gespräche dieser Alltagsmenschen nicht genügend zu interessieren und verlangen nach Leidenschaftsausbrüchen und Konflikten, ohne die es keine Tragik auf der Bühne gibt. Das Schlußbild, in dem eine karnevalistische Gesellschaft die zwanzig Masken, die der Bildhauer von seiner ster-

benden Frau anfertigte, aufsetzt und bei greulicher Beleuchtung dem schuldvollen Künstler eine Wahnsinnsszene aufführt, wirkt abstoßend. — Man ging mit Vergnügen nach diesem Spuk in die Variété hinüber, um sich die neueste Komödie von Louis Artus mit dem vielversprechenden Titel „Les Midinettes" anzusehen. — Jammer, die Midinettes, so wie sie sind, wie sie leichtbefußt und schon beinahe elegant, schnippisch, trällernd und auch schmachtend abends aus der rue de la Paix hervorströmen, hat Artus sie nicht auf die Bretter gebracht! Ein Ehebruchsgeschichtchen und nichts weiter. Ein Ehemann mit „komischer Nase" muß schon seine Frau mit einer kleinen Modistin hintergehen, um die Gattin „auf ihn aufmerksam zu machen". Die Unterhaltung ist gering, aber der Titel bewährt schon seine Anziehungskraft. — Im Vaudeville hat „Le Cadet de Coutras", nach Abel Hermants Roman von Mirande bearbeitet, enttäuscht. Die geistvolle Geschichte des verkommenen Herzogssprößlings berührt auf der Bühne peinlich. Die „Eleganz", mit der diese Jeunesse dorée um das Verbrechen herumgeht, ist im Roman doch mit anderer Kunst dargestellt! Das Ausland wird sich diesen Pariser Export wohl nicht gefallen lassen.

— 4. III. „Après moi", das Sensationsstück der Comédie-Française, das zu einem großen Bernstein-Skandal führte, ist, wie schon gemeldet, von seinem Verfasser gestern zurückgezogen worden. Für die heutige Abendvorstellung waren noch schlimmere Manifestationen angekündigt worden, als sie an den vorausgegangenen Tagen zu verzeichnen waren. Gegen die royalistischen und nationalistischen Ansammlungen vor dem Théâtre-Français sollte eine Truppe von Gegenmanifestanten losmarschieren. Der neue Ministerpräsident Monis erhielt gestern früh den Besuch des Polizeipräfekten Lépine, der seine großen Befürchtungen zum Ausdruck brachte. Am Donnerstag gegen 11 Uhr abends mußte schon berittene Munizipalgarde mit blankem Säbel attackieren, und mehrere Personen wurden verletzt; während der heutigen Vorstellung konnte es zu großem Blutvergießen kommen. Herr Monis bat darauf den Generaladministrator der Comédie-Française, Herrn Jules Clareti, zu sich, und sagte ihm, daß er möglicherweise weitere Aufführungen von „Après moi" verbieten müsse. Henri Bernstein war klug genug, dieser Maßregel durch ein Schreiben an Clareti zuvorzukommen, indem er sein Stück zurücknahm. „Après mois le déluge", das große Wort Ludwigs XIV., dem Bernstein den Titel seines brutal-effektvollen Sittenstückes entnommen hatte, sollte nicht zu seiner eigenen Devise werden. Er würde noch klüger gehandelt haben, wenn er seinen Brief in etwas weniger aufgeblasenem Ton gehalten hätte. In dem Schreiben heißt es:

„Gegen alles, was mich bestürmt, gegen diese riesige Feigheit, würde ich mein Werk bis zum Ende leidenschaftlich verteidigt haben. Meine Freunde wissen das: ich habe Freude am Kampf. Und ich habe drei harte, aber prachtvolle Wochen durchlebt. Aber es handelt sich nicht nur um mein Stück, nicht nur um mich und meine bewundernswerten Darsteller, die bereit wären, jeden Abend die schmachvollen Unterbrechungen über sich ergehen zu lassen. Es handelt sich um die Straße. Gegenmanifestationen wurden für morgen angekündigt, also noch ernstere Bagarren; gestern wohnte ich einer Kavallerie-Attacke bei. Einer der fünfzehnjährigen Schreihälse, die den Platz anfüllten, hätte unter die Hufe fallen und sich nicht wieder erheben können. Einen Toten dieser Art erhoffte man vielleicht . . . Ich will von solchem Blut nichts wissen . . . Eine große Ungerechtigkeit wurde mir gegenüber begangen; es gibt keinen

anständigen Menschen, der das nicht fühlt. Doch man hat mich nicht allein getroffen; diese Gewalttat trifft alle Künstler. Seit heute früh kann ich es mit Recht sagen. Eine gestern abend in Umlauf gesetzte Protestkundgebung fand noch während der Nacht dreihundert Unterschriften. In dieser ersten Liste wird man die meisten ruhmreichen Namen der französischen Literatur und Musik lesen; morgen werden die dreihundert dreitausend sein . . . Der Adel des Landes. Ich befinde mich auf der guten Seite. Henry Bernstein."

In der Tat hatte ein Schriftsteller, Paul Reboux, vom allgemein künstlerischen Standpunkte dagegen protestiert, daß man aus einem ursprünglich persönlichen Vorwurf, die Desertion Bernsteins, eine allgemein antisemitische Campagne machte, die bezweckte, mit Gewalt ein Drama aus dem Theater zu entfernen. Politische und religiöse Leidenschaften müssen aus der Kunst verbannt sein. Ob Bernstein persönlich die Sympathien aller jener Männer genießt, die den von Paul Reboux verfaßten Protest unterzeichneten, mag dahingestellt sein.

— „Der blaue Vogel" von Maeterlinck hat endlich in dem vom Dichter selbst und seiner Gattin Georgette Leblanc, der früheren Sängerin, gemieteten Théâtre Rejane zum erstenmal die Flügel ausgebreitet und in Gegenwart eines selekten Publikums eine begeisterte Aufnahme gefunden. Dies Traum- und frohsinnige Gegenstück zu Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt" hat bekanntlich schon in Rußland (Moskau) und England bedeutende Erfolge erzielt; es wird in deutschen Landen nicht minder auf Interesse zählen dürfen. Die Buchlektüre gibt nicht alles, da Maeterlinck beinahe die Hauptsache dem Dekorateur und nicht wenig der begleitenden Musik überläßt. Das Ausmalen der Bühnenbilder war auch in Paris dem bekannten Moskauer Theaterkünstler Stanislawski überlassen worden, der fein stilisierte und ungemein geschmackvoll abgetönte Kostüme in die Feenlandschaften bringen ließ. Die Grundidee des „Blauen Vogels" ist bekannt. Brüderlein und Schwesterlein, Tyltyl und Mytyl haben in der Weihnachtsnacht einen gemeinsamen Traum. In der Holzhackerhütte verwandeln sich alle vertrauten Gegenstände in Personen; Hund und Katze beginnen zu sprechen, der Zuckerhut und der Brotlaib steigen vom Küchenschrank herunter, das Feuer kommt aus dem Ofen heraus und das Wasser aus dem Krahnen, selbst die Milch wird zu einem weißen, weichen Mägdelein. Und eine alte Hexe, die Nachbarin Berlingot, die in eine erst häßliche, dann wunderschöne Fee verwandelt wird, sendet die Kinder aus, den blauen Wundervogel zu holen, der alles Glück bedeutet. Tyltyl bekommt von der Fee eine rote Kapuze mit einem großen Diamanten, den er nur zu drehen braucht, um in die Vergangenheit und in die Zukunft sehen zu können. Auf der Suche nach dem blauen Vogel kommt das Kinderpaar, gefolgt von der Fee, dem goldrieselnden Licht, dem ewig grollenden und so guten Hund, dem miauenden falschen Kater, Zuckerhut, Brot, Milch, Wasser und Feuer, in den Feenpalast, ins Land der Erinnerung, in den Palast der Nacht, ins Königreich der Zukunft, auf den Friedhof, in die Gärten des Glücks und wieder zurück zur Hütte. Im Land der Erinnerung, wo Maeterlincks Fantasie die schönsten Gedanken findet, umarmen Tyltyl und Mytyl Großvater und Großmutter und alle verstorbenen Gespielen, — die „Erinnerung" allein genügt, um die Verschwundenen fortleben zu lassen; im Palast der Nacht werden alle Dämonen losgelassen, vermögen aber die Geschwister nicht zu

schrecken, im Königreich der Zukunft wimmelt es von Kindlein, die noch geboren werden sollen, in den Gärten des Glücks begegnen sie allen Schönheiten, die ihr junges Leben umgeben und an denen sie unaufmerksam täglich vorbeihasten: Die schönste aller Schönheiten, die Mutterliebe, wird ihnen zum erstenmal in ihrem ganzen strahlenden Glanz sichtbar. In jedem der Wunderländer fangen Tyltyl und Mytyl einen blauen Vogel, den ihnen die Fee zu holen befahl, aber sowie das Zauberbild ihren Blicken entschwand, wechselte auch der Vogel die Farbe, ward schwarz und rot oder lag tot im Käfig. Nach der zwölften Stunde sind die Kindlein in die Hütte zurückgekehrt. Die Fee hat ihnen gesagt, ein ganzes Jahr sei vergangen. Aber als die Mutter sie mühsam aus dem Schlafe rüttelt, ist nur die Weihnachtsnacht vorüber; im Käfig am Fenster sitzt das Vöglein, mit so herrlich blauem Gefieder, wie die Kinder es nie gesehen hatten. Alles in der Hütte scheint ihnen prächtig verwandelt. Dem kranken Mädchen der Nachbarin Berlingot, das immer das Vöglein zu haben wünschte, senden sie den Käfig, und auf der Stelle, wie durch ein Wunder, ist das arme Kindchen geheilt. Es kommt selbst, um zu danken; aber wie Tyltyl und das blonde Nachbarskind den Vogel bewundern, gewinnt er die Freiheit und fliegt davon. — Das Glück ist eine Schimäre, es läßt sich nicht halten. In Paris fand Maeterlinck für die schwer durchführbare Kinderrolle Tyltyl einen ganz einzigartigen Darsteller, den Zwergen Delphinx mit einem reizenden Figürchen und einer hellen Stimme, die in den Montmartre-Cabarets oft ergötzten. Mme. G. Leblanc stellte das Licht dar, der Mime Severin ganz vortrefflich den Hofhund.

C. Lahm

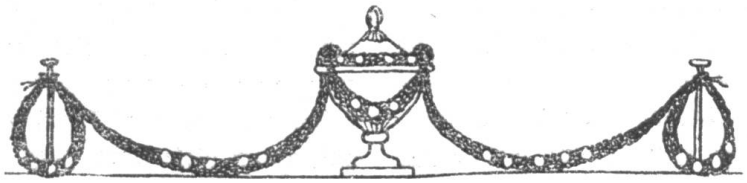
London. Die Versuche, die Romane von Dickens auf die Bühne zu bringen, kommen immer wieder zum Vorschein. Die Dickenschen Gestalten sind wirklich im Volke bekannt, und so schmeichelt es den guten Bürgersmann, im Theater etwas dargestellt zu sehen, was er „schon weiß". Das ist der Grund, daß solche Dramatisierungen stets volle Häuser haben. Jüngst wurde „The Old Curiosity Shop" aufgeführt. Es ist natürlich reine Tollheit, Dickens zu dramatisieren, und man muß sich damit zufrieden geben, daß jene Leute die das tun, sich selber zu Narren stempeln.

Sir Arthur Pineros Lustspiel „Preserving Mr. Panmure" ist mit großer Spannung erwartet worden. Die Aufführung hat dann freilich sehr enttäuscht. Das Lustspiel ist um einen Kuß herum geschrieben, den eine junge Erzieherin von Panmure, dem Gatten ihrer Freundin, erhält. Und durch eine Menge Szenen hindurch geht es etwas lustig zu: das ist alles. Pinero hat wirklich Originelleres geschrieben. Doch ist auch er kein Lustspieldichter! Man setzt, wie gewohnt, große Hoffnungen in ihn und rät, seinen Namen sich zu merken. Doch möchte ein gewitzigter Schotte auch hier sagen: „I ha' ma doots!" — Henry James, keiner der schlechtesten Namen, hat ein neues Stück: „The Saloon" auf die Bühne gebracht. Ein junger Mann wirft seinen Soldatenstand über Bord und bricht so eine Tradition seiner Familie, deren Söhne stets Soldaten gewesen. Dann folgt ein oberflächliches Streitlein, ein polterndes Geistlein, ein untreues Mägdlein und — Zusammensinken an gebrochenem Herzlein. Alles so nichtig und krank! — A. Masons neuestes Drama: „The Witnes for the Defence" hat das Verdienst einiger Geschicklichkeit in der Handhabung theatralischer Mittel. Doch fällt der Verfasser in arge Wiederholungen. Es ist das Werk eines nicht Unbegabten, der aber eher eine Novelle schreiben, als ein Drama bauen könnte. Die Gestalt seiner Heldin, Stella

Ballantyne, wird von Fräulein Ethel Irving, der „comedienne with the April temperament" gespielt: darum allein macht das Stück seinen Eindruck.

„Popinjay", aus der Hand von B. Laurence und F. Mouillot, macht den Anspruch auf ein „romantisches Drama". Es ist nach Daudets „Rois en exil" geschrieben. Der Hauptcharakter, König Christian II., ist ein hilfloser, jämmerlicher Narr. Er gibt sein Königtum auf und schlüpft dafür in die Haut eines Liebhabers: Er hält nun „als Privatmann" um die Hand einer gewandten Sirene an, und muß dann sehen, daß er gröblich gefoppt worden ist. Wer, in aller Welt, wird sich aber um einen solchen Tropf etwas kümmern? Wir haben das „Romantische" hier nicht finden können. — Viel von sich reden gemacht hat dann Charles Mc. Evoys: „All that matters", eine „original comedy of English life". Alan Hyde ist ein drolliger Kauz, der sich und sein Bauerngut zu ruinieren sucht, um so ein Mädchen, Olive Kimber, zu gewinnen, die einen reichen Gutsbesitzer heiraten soll. Doch beide sind mit — wahrlich übermenschlicher — Leidenschaft füreinander ausgerüstet, so daß sie zuletzt, wenn auch nach manchen Ärgernisszenen, dennoch ein Paar werden. Verrannt, natürlich! Aber der Autor kann doch was. Fräulein Edith Neilson-Terry erntet als Olive rauschende Triumphe. Man ging schon so weit, in ihr Englands zukünftige Schauspielerin zu verkünden. Einen großen Namen freilich trägt sie: erhalte sie ihn wirklich groß! — „Le Lys", von den beiden Franzosen Pierre Wolff und Gaston Leroux hat, in der Übersetzung David Belascos, eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Das Stück steht wirklich über den Produkten, welche in London ans Tageslicht kommen.

Der Bacon-Wahn hat sich unterdessen zur letzten Phase entwickelt: Ein Amerikaner, Dr. Orville Owen, gräbt seit einigen Wochen in der Nähe der Schloßruine zu Chepstow, eines Sommeraufenthaltes Bacons, nach den Handschriften der Shakespeare-Dramen! Der Forscher behauptet, Bacon fordere in seiner Geheimschrift, der nun wirklich überberühmten „Bacon-Cypher", nicht nur die Verfasserschaft dieser Dramen und der Werke mancher anderer Elizabethaner, sondern gebe auch genau an, wo seine Schriftstücke, welche die Wahrheit beweisen sollen, verborgen lägen. Sie sollen unter dem dortigen Flüßchen Wye, in einem Gewölbe und von einem Fischerboote überdeckt, in einer Truhe, zehn Fuß tief in der Erde vergraben sein. Die Grabungen haben bis jetzt ein Buch Bacons zutage gefördert. Die Beschaffenheit des Bodens, die gefundenen Holzstücke und Eisenreste sollen der Beschreibung Bacons genau entsprechen, so daß Dr. Owen mit jedem Tage in seiner Hoffnung, den größten literarischen Fund der Welt zu machen, bestärkt wird.

Es ist in der Tat erstaunlich, wie weit die Liebe zu einem vorgefaßten Gedanken führen kann! Findet der Mann nichts, hat er doch wohl dieser Theorie endlich das Grab gegraben.

E. O. M.